

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 9 (1919)
Heft: 15

Artikel: Präsident Wilson
Autor: H.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636698>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sprang mit einem Satz durch das Fenster ins Zimmer hinein und verschwand unter dem Bett des Mädchens. Eine schwarze Kaze. Und nun färbten sich die Wangen der Schläferin auf einmal mit einem zarten Rot; ein Zucken ging über das vordem starre Antlitz, die Hände bewegten sich, ein langer tiefer Seufzer hob die Brust. Die Burschen schlichen davon, so schnell sie konnten und mieden von da an jede schwarze Kaze, die ihnen nachts begegnete.

Ein unfreundliches Fraueeli.

Jedesmal, wenn das Wetter ändert, zeigt sich in einem alten Hause ein altes Fraueeli, das kaum so groß wie ein neunjähriges Kind ist und ein Häubchen trägt, wie früher alte Frauen sie getragen. Mit Vorliebe machte es sich um den Feuerherd zu schaffen. Bald schreitet es über den Estrich, bald ist es im Keller zu sehen; dann wieder schreckt es die Schläfer aus ihrem ersten Schlafe auf, weil es durch die Schlafkammer geht und die Bretter unter sich krachen macht. Besonders gerne zeigt es sich Kindern. Wehe aber, wenn jemand ihm den Weg zu vertreten sucht, und sei es auch, ohne es zu wollen. Mit aller Kraft hält es ihm die Haustüre zu, so daß selbst ein starker Mann sie nicht zu öffnen vermag. Fauchend wie eine wilde Kaze springt es ihm ins Gesicht, fährt ihm mit allen zehn Fingern über die Wangen, puktet ihn an, so daß sein Kopf geschwollen wird.

Das Haus, in dem es spukt, gehörte zu einem Kloster. Das Fraueeli hätte die Küche besorgen müssen, wird erzählt. Was aber treibt es immer wieder aus seinem Grabe heraus und läßt es nicht zur Ruhe kommen? Ein Kindsmord, behaupten die Einen, Veruntreuungen die andern. Man hat es schon nießen hören, aber keiner noch hatte den Mut, ihm Gesundheit zu wünschen, womit der Bann von ihm gewichen und es zur Ruhe gekommen wäre. Es hatte auch noch keiner den Mut, die Fragen an das kleine Gespenstlein zu richten, die man sonst für Gespenster bereit hat:

„Was habt Ihr getan, daß Ihr nicht am richtigen Orte seid?“

Worauf dann das Gespenst, weit ausholend, zu erzählen beginnt und ein schmerzliches Stöhnen anhebt. Um dies zu Ende zu bringen, fragt man alsdann:

„Wie war dir, als Leib und Seele auseinandergingen?“

Die Frage ist furchtbar und der Geist bricht alsdann in ein gräßliches Schreien aus. Dies erlöse ihn von seinem Banne, behaupten die einen, und er hätte inskünftig seine Grabesruhe. Als eine Pein, die man dem Gequälten zufügt, fassen andere diese Frage auf und unterlassen sie aus diesem Grunde.

Tod vor Schrecken.

Von J. P. Hebel.

Als einmal der „Hausfreund“ mit dem Doktor von Brassenheim an dem Kirchhof vorbeiging, deutete der Doktor auf ein frisches Grab und sagte: „Selbiger ist mir auch entwischt. Den haben seine Kameraden geliefert.“

Im Wirtshaus, wo die Schreiber beisammensaßen bei einem lebhaften Disputat, schlug einer von ihnen auf den Tisch „Und es gibt doch keine!“ sagte er, — nämlich keine Gespenster und Erscheinungen — „Und ein altes Weib,“ fuhr er fort, „ist der, der sich erschrecken läßt.“ Da nahm ihn ein anderer beim Wort und sagte: „Buchhalter, vermiß dich nicht, gilt's sechs Flaschen Burgunderwein, ich vergeltete dich, und sag dir's noch vorher.“ Der Buchhalter schlug ein: „Es gilt.“

Jetzt ging der andere Schreiber zum Wundarzt: „Herr Land-Chirurgus, wenn Ihr einmal einen Leichnam zum

Verschneiden bekommt, von dem Ihr mir einen Vorderarm aus dem Ellbogengelenk lösen könntet, so sagt mir's.“ Nach einiger Zeit kam der Chirurgus: „Wir haben einen toten Selbstmörder bekommen, einen Siebmacher. Der Müller hat ihn aufgefangen am Rechen,“ und brachte dem Schreiber den Vorderarm. „Gibt's noch keine Erscheinungen, Buchhalter?“ — „Nein, es gibt noch keine.“ Jetzt schlich der Schreiber heimlich in des Buchhalters Schlafkammer und legte sich unter das Bett, und als sich der Buchhalter gelegt hatte und eingeschlafen war, fuhr er ihm mit seiner eigenen warmen Hand über das Gesicht. Der Buchhalter fuhr auf und sagte: dann er wirklich ein besonnener und beherzter Mann war: „Was sind das für Pöffen? Meinst du, ich merke dich nicht, daß du die Wette gewinnen willst?“ Der Schreiber war mausstill. Als der Buchhalter wieder eingeschlafen war, fuhr er ihm noch einmal über das Gesicht. Der Buchhalter sagte: „Jetzt laß es genug sein, oder wenn ich dich erwische, so schaue zu, wie es dir geht.“ Zum drittenmal fuhr ihm der Schreiber langsam über das Gesicht, und als er langsam nach ihm haschte und als er sagen wollte: „Hab' ich dich,“ blieb ihm eine kalte, tote Hand und ein abgelöster Armstümmel in den Händen, und der kalte, tödende Schrecken fuhr ihm tief in das Herz und in das Leben hinein. Als er sich wieder erholt hatte, sagte er mit schwacher Stimme: „Ihr habt, Gott sei es geklagt, die Wette gewonnen.“ Der Schreiber lachte und sagte: „Am Sonntag trinken wir den Burgunder.“ Aber der Buchhalter erwiderte: „Ich trink' ihn nimmer mit.“ Kurz, den andern Morgen hatte er ein Fieber, und den siebenten Morgen war er eine Leiche. „Gestern früh,“ sagte der Doktor zum „Hausfreund“, „hat man ihn auf den Kirchhof getragen; unter selbigem Grund liegt er, das ich Euch gezeigt habe.“

Präsident Wilson.

(Statt einer Buchbesprechung.)

Man hat zur Bezeichnung der gegenwärtigen weltgeschichtlichen Situation die Fragestellung „Lenin oder Wilson?“ erfunden. In der Tat, die Menschheit steht an einem Kreuzweg. Auf die eine Seite locken die Verheißungen einer neuen politischen Idee, deren Verkörperung Lenin heißt: Der Kapitalismus, der die Menschheit in unsagbares Elend gestürzt hat, soll vernichtet werden durch den Machtwillen des befreiten Proletariates. Auf der andern Straße steht warnend und beschwörend, für die Sache der überlieferten Demokratie werbend, an die Vernunft und die Mäßigung der Parteien links und rechts appellierend Präsident Wilson mit seinem Völkerbunds- und Friedensprogramm.

Die Parteien sind ungleich geworden. Lenin scheint recht zu bekommen: Wilsons Idee der Mäßigung hat sich innerhalb der kapitalistisch-imperialistischen Welt als zu schwach erwiesen. Das Problem der Kriegsliquidation muß auf andere Weise angepackt werden. So scheint es.

Zur richtigen Stunde wird uns das Buch des Franzosen Daniel Haléon über Präsident Wilson in die Hand gelegt. (Die deutsche Uebersetzung durch Hans Fritsche erschien kürzlich im Verlage Rascher & Cie., Zürich.) Das Buch enthält wichtige Aufschlüsse über die Persönlichkeit des nordamerikanischen Staatsmannes, über seine politische Gesinnung und seine Schaffensweise. Und das, was wir hier von dem Manne vernehmen, der die Wage der Weltgeschichte in seiner Hand hält, läßt den Glauben zu, daß eine überraschende Wendung der ganzen Situation, erzwungen durch das Machtwort Wilsons, durchaus im Bereiche des Möglichen liege. Wir empfehlen das Buch als eine hochinteressante Lektüre; wer an den Vorgängen der Gegenwart Anteil nimmt, lernt das Problem der Stunde, das so sehr wie vielleicht noch nie seit Jahrhunderten auf persönliche Werte eingestellt ist, tiefer erfassen.

Halévy's Buch stützt sich in der Hauptsache auf die Wilson-Biographie des Amerikaners Harry James Ford. Es verfolgt Wilsons Werdegang bis zur folgeschwersten Stunde seines Lebens, bis zum Eintritt Amerikas in den Krieg. Halévy hat den klaren Blick des Franzosen für das Wesentliche. In schöner Synthese stellt er uns die Persönlichkeit in ihrer Totalität vor Augen: Herkommen, Anlagen, Studium; die Etappen seines Lebenswerkes: Publizist, Historiker, Lehrer und Leiter an der Universität Princeton, Gouverneur von New-Jersey, Präsident der Vereinigten Staaten während der ersten und während der zweiten Präsidentschaft bis zum Krieg.

Der Großvater, aus Ulster stammend, wanderte 1807 in Philadelphia ein. Ein typischer Selfmademan, arbeitete er sich herauf bis zum geachteten Richter. Sein jüngster Sohn wurde Pfarrer und Professor. Er ist der Vater von Thomas Woodrow Wilson. Woodrow ist der Name der Mutter, nach englischem Brauche dem Vaternamen vorangestellt. Eltern und Großeltern waren strenge Puritaner. Präsident Wilson schöpft aus den Traditionen seiner Familie, wenn er in Proklamationen und Reden sich des öftern des religiös-gehobenen Stiles bedient. Dem Vater verdankt er auch die Klarheit seiner Schreibweise; der Vater war sein strenger Kritiker; ihm las Wilson die ersten seiner Aufsätze vor und nur die ganz klaren Sätze fanden die väterliche Zustimmung.

Wilson's Jugend fiel in die bewegteste Zeit. In den Jahren 1861—1865 tobte der Sezessionskrieg, der Kampf der Nordstaaten gegen die Südstaaten um die Sklavensbefreiung und um die Idee des Bundesstaates. Mit einem feinen Sensorium für Geschichte und Politik begabt, verarbeitete der Knabe innerlich alle Zeitereignisse. Darin konnte der 23jährige Wilson in seinem ersten politischen Aufsätze schon Richtlinien ziehen. 1880 verläßt er, 24jährig, die Universität Virginia. 1882 läßt er sich in der Stadt Atlanta als Advokat nieder. Er hat keinen Erfolg. Er studiert aufs neue. 1885 bekommt er einen Lehrauftrag für Geschichte am Bryn Mawr College. Im gleichen Jahre veröffentlicht er ein Buch: „Die Kongreß-Regierung, Studie über die amerikanische Politik“. Diesem ersten Werke folgen: sein Buch „Der Staat, Elemente historischer und praktischer Politik“ (1890) — er ist unterdessen Professor an der juristischen Fakultät der alten Universität Princeton geworden — zwei Bände „Abhandlungen“ (1893—96), die „Lebensgeschichte von Washington“ (1897); mit seiner großen „Geschichte des amerikanischen Volkes“ schließt er die Reihe seiner historisch-politischen Bücher. Darin zeichnen sich schon klar die Grundsätze ab, die er dann als Politiker mit Konsequenz verfolgte. Er tritt für die Autorität als Regierungsprinzip ein; aber nicht für die von der Monarchie getragene, sondern für die vom Volkswillen gestützte. Das Ideal ist ihm in Washington und in Lincoln, zwei edlen Diktatoren in schwerer Zeit, verkörpert. Aufbauen, Konstruieren sind seine politischen Lieblingsbegriffe. Dazu braucht es einen festen Willen und eine starke Hand.

Beide besaß Wilson. Er bewies dies als Präsident der Universität Princeton; 1902 wurde ihm dieses hohe Amt zuteil. Er vereinigt eine starke Macht in sich; ein amerikanischer Universitätspräsident ist der Erzieher von 4000—5000 jungen Leuten und der Herr eines königlichen Besitzes. Charakteristisch für Wilsons Eigenart ist die Tatsache, daß sein starker Wille schon hier mit dem mächtigen Gegner in Konflikt kam, den seine spätere Politik immer und immer wieder bekämpfte, mit dem Großkapital. Ein Zweimillionen-Angebot an die Universität lehnte er ab, weil seinen pädagogischen Grundsätzen widersprechend. Mit einem Angebot von 17 Millionen besiegten ihn später die Geldmagnaten. Er stand schon mitten im politischen Kampf. Der Staat New-Jersey wählte ihn zum Gouverneur. Sofort nahm er die Partei wieder auf. New-Jersey, das Eldorado der Millionäre, erhielt ein Anti-

Trustgesetz. Wilson regierte über die Parteien hinweg. Den für die Allgemeinheit nützlichen Fortschritt ließ er nicht durch Parteiwirtschaft aufhalten. Er schuf die neue demokratische Regierungsform, die Amerika an die Spitze aller Demokratien stellt: Die Konzentration aller Gewalten und die allgemeine Zustimmung des Volkes, das ist, was Wilson die Freiheit nennt. Ueber die Mächtegruppe des Parlaments und des Großkapitals hinweg reichte er dem Volke die Hand. Er regiert absolutistisch, aber mit dem Volk und für das Volk.

So auch als Präsident der Union, der er 1912 im Kampfe gegen Roosevelt und Taft wird.

Die Art, wie die Amerikaner Politik treiben, kommt uns Europäern leicht als „amerikanisch“ vor. Als Wilson im Parteikongreß der Demokraten im Juli 1912 zum Kandidaten für den Präsidentenstuhl erklärt wurde, erhob sich ein Beifall mit Geschrei und Gestampel und Bravo's, der eine Stunde und 15 Minuten dauerte. In dieser impulsiven Art Politik zu machen, gefällt sich nun einmal der Amerikaner. Wenn er von dem Kandidaten, den er wählen soll, verlangt, daß er sich ihm auf strapaziösem Redetournee vorstelle und ihm sein Programm vorlege, so ist dies aber auch der Ausdruck seiner Wertschätzung alles dessen, was Persönlichkeit heißt. Der amerikanische Politiker muß all die Persönlichkeitswerte in sich vereinigen, die den Eindruck eines Menschen auf seine Mitmenschen zu einem starken und nachhaltigen machen. Wilson ist ein Politiker ganz nach dem Herzen der Amerikaner: selbstbewußt, zielsicher, voller Ideen, aber zugleich gewandt im Umgang, praktisch, ein guter Kenner der Volkspsyche, scharf zugreifend, nicht verlegen, wenn es gilt, die richtigen Mittel zur Durchführung seines Willens zu ergreifen. Diesen glücklichen Eigenschaften und Fähigkeiten verdankt Wilson den großen Erfolg in seiner Innenpolitik. Er wußte sich im Kampfe gegen die Trusts und gegen die Parteiwirtschaft einig mit der großen Mehrheit seines Volkes. Daß er sich nicht täuschte, bewies seine Wiederwahl zum Präsidenten der Union im November 1916.

Wilson's Außenpolitik muß im Lichte der amerikanischen Geschichte betrachtet werden, will man sie richtig beurteilen. Halévy's widmet dieser Betrachtung den Hauptteil seines Buches. Seine Darstellung der Vorgänge, die zum Eingreifen Amerikas in den Weltkrieg führten, ist außerordentlich lehrreich. Die Verhältnisse in Amerika zu Beginn und in den ersten Jahren des Krieges waren sehr kompliziert. Es benötigte der genialen Ueberlegenheit eines Wilsons, das Staatsruder zu meistern. Halévy macht uns an Hand der amerikanischen Dokumente die amerikanische Politik klar. Sein Werk ist hier außerordentlich aufschlußreich. Was das Wilsonprogramm anbetrifft, so wirkt das Buch wie eine Offenbarung. Es zerstreut, indem es die Persönlichkeit Woodrow Wilsons ins klare Licht der objektiven Tatsachen rückt, für ein- und allemal die Zweifel in die Aufrichtigkeit des Autors der 14 Punkte und in seine moralische und geistige Unabhängigkeit von allen dunklen Mächten. H. B.

Bern.

Nur ab und zu als fremder Gänger
Besuche ich mein altes Bern.

Wie liegen Kindheit, Jugendjahre
In Dämmerungen weit und fern!

Und doch, wie grüßt so seltsam traulich
Der alte Turm, die alte Stadt.

Ein Stücklein meines Erdenlebens
Hier immer was wie Heimat hat.

U. W. Zürcher.